Darbys

Prophylactic Fluid.

Ein Hauswirthschafts-Gegenstand für allgemeinen Familiengebrauch.

Es merzt Malaria aus.

Gegen Scharlach und typhöse Fieber, Diphtherie, Speichelfluß, Halsgeschwüre, Pocken, Masern und alle ansteckenden Krankheiten. Wer Kranke besucht, sollte es reichlich gebrauchen. Gelbes Fieber ist damit geheilt worden, nachdem das schwarze Erbrechen stattgefunden hatte.

Fiebernde und kranke Personen erquickt und Wundlagen verhütet durch Baden mit „Darbys Fluid."

Unreine Luft unschädlich gemacht u. gereinigt.

Gegen schlimmen Hals ein sicheres Heilmittel.

Ansteckungsstoff zerstört.

Gegen erfrorene Füße, Frostbeulen, Hämorrhoiden, aufgeriebene Haut ꝛc.

Rheumatismus geheilt.

Welcher, weißer Teint durch den Gebrauch des „Fluid" erlangt.

Schlaffieber verhütet.

Zum Reinigen des Athems und Säubern der Zähne ist es unübertrefflich.

Katarrh gelindert und geheilt.

Rose geheilt.

Brandwunden auf der Stelle gelindert.

Narben verhütet.

Krätze kurirt.

Wunden rasch geheilt.

„Ich habe das „Fluid" während unserer jetzigen Scharlachfieber-Heimsuchung mit entschiedener Wirkung angewendet. Es ist in das Krankenzimmer unentbehrlich. — Wm. F. Sandford, Erie, Ala."

Scharlachfieber geheilt.

Gardenville Universität, Nashville, Tenn.: Ich bescheinige die höchst vortrefflichen Eigenschaften von Prof. Darbys „Prophylactic Fluid." Als Desinficirungs- und Reinigungsmittel ist es sowohl theoretisch wie praktisch vorzüglicher als andere bekannte Mittel. — R. F. Lupton, Prof. der Chemie.

„Darbys Fluid" wird empfohlen von:
Jos. Alexander Stephens, Georgia;
Rev. Chas. F. Deems, Fremdlingskirche, N. Y.;
Jos. Le Conte, Columbia, Universitätsprof., S. C.;
Rev. A. J. Battle, Prof. Mercer-Universität;
Rev. Geo. F. Pierce, Bischof M. Episc.-Kirche.

Darbys nothwendig für jeden Haushalt. Bestimmt unschädlich, zu innerlichem oder äußerlichem Gebrauch für Menschen und Vieh.

Das „Fluid" ist gründlich erprobt worden und wir haben Beweise vorlauf, daß es alles das bewirkt, was hier von ihm behauptet wird. Zur vollständigeren Auskunft lasse man sich bei seinem Apotheker ein Exemplar der Broschüre geben oder wende sich deshalb an die Eigenthümer.

J. S. Zeilin & Co.,
Fabrizirende Chemiker, Philadelphia.

Diphtherie verhütet.

Die Aerzte hier gebrauchen Darbys „Fluid" mit großem Erfolge bei Diphtherie.
A. Stollenwerk,
Greensboro, Ala.

Flechte ausgetrocknet.

Cholera verhütet.

Geschwüre gereinigt und geheilt.

Bei Todesfällen sollte der Leichnam damit behandelt werden; es wird jeden widerlichen Geruch verhüten.

Der ausgezeichnete Arzt Dr. J. Marion Sims, New York, sagt: „Ich bin überzeugt, daß Prof. Darbys Prophylactic Fluid ein werthvolles Desinficirungsmittel ist."

KIDNEY-WORT

ist ein stetes Kurmittel für Verstopfung.

Keine andere Krankheit herrscht hier zu Lande so viel wie Verstopfung, und kein bis jetzt bekanntes Heilmittel ist so dem Nieren-Kraut (Kidney Wort) gleichgekommen. Wo die Krankheit auch herrühren mag, wie hartnäckig sie sich auch zeige, dieses Heilmittel wird sie kuriren.

Die goldene Ader-Pillen. Dies schmerzliche Uebel ist sogleich und Verstopfung verursachen, Nieren-Kraut (Kidney Wort) stärkt die inneren Theile und kurirt die kranke Leber schnell, selbst wenn Aerzte und Medizinen bisher erfolglos waren.

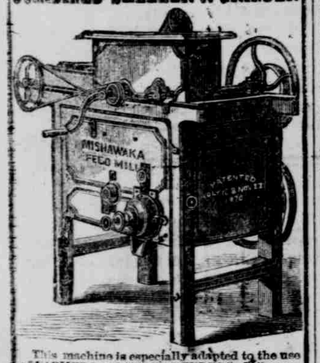
Wenn Sie irgend welche dieser Krankheiten haben, Brauchen Sie

KIDNEY-WORT

Von Apothekern verkauft.

Ruhe nicht, das Leben geht schnell vorüber. $66 pr Woche. Ausstattung $5.00 unentgeltlich, kein Risiko, Kapital nicht nothwendig. Wir liefern Alles. Diese machen reich Vermögen, Frauen sowohl wie Männer, Knaben und Mädchen. Man wende sich an H. Hallett & Co., Portland, Maine.

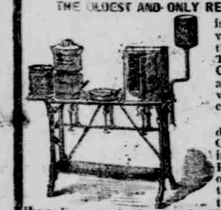
MISHAWAKA COMBINED SHELLER & GRINDER



This machine is especially adapted to the use of FARMERS and STOCK FEEDERS. It is capable of shelling and grinding twenty bushels per hour, with four to six horse-power, and can be run by water, steam or horse-power. The grinding plates are of crystallized iron, and cost $1.00 a pair. Send for Circular giving full description.

ST. JOSEPH M'F'G CO., MISHAWAKA, IND.

THE HULL VAPOR COOK STOVE,
THE OLDEST AND ONLY RELIABLE,



is the only device of its kind that has stood THE TEST OF YEARS, and earned universal public commendation.

Does every description of Cooking, Washing, Ironing, Fruit Canning, or other domestic work heretofore done by the ordinary cook stove, and without its insufferable heat, and at less cost.

FOR SUMMER USE THEY ARE INDISPENSABLE.

Reliable Agents wanted in unoccupied territory. Address,

HULL VAPOR STOVE CO.,
Seneca Street, cor. Champlain, Cleveland, Ohio.

OLD BLANCHARD CHURN

Five sizes made for Family Dairies, Creameries for Factory use. Perfect work and the best work. Strong, simple, efficient, convenient, and durable. They continue to be

THE STANDARD CHURN OF THE COUNTRY.

TRY ONE.

Send for full Descriptive Circulars to

PORTER BLANCHARD'S SONS,
CONCORD, N. H.

$72 per Woche kann der fleißige in seinem Hause machen. Das ist die Wahrheit. Kapital nicht nöthig. Männer, Knaben, Frauen und Mädchen können das Geschäft ausführen. Kein anderes Geschäft bezahlt so gut. Ausstattung frei. Schnell und ehrenhaft Geld zu machen. Man wende sich an Hallett & Co., Augusta, Maine.

Die Madagascar-Frage.

Das westliche Europa ist seit einigen Jahren von einem förmlichen Colonisations-Fieber ergriffen. Insbesondere ist es der „dunkle Welttheil", den Livingstone und Stanley in die Mode gebracht haben und nach dem sich die begehrlichen Blicke der Engländer und Franzosen richten. Beide Nationen überbieten einander in dem Bestreben, auf dem zu beiden Seiten des Aequators in mächtiger Masse gelagerten afrikanischen Continente territoriale Erwerbungen oder mindestens ihren Einfluß in jenen fernen Gegenden zum alleinherrschenden zu machen. Sowohl Frankreich als England sind Industriestaaten, und da ihr europäisches Absatzgebiet in den letzten Jahrzehnten theils in Folge des Erstarkens der seßständischen Industrie, theils in Folge der „verneweten" Continentalsperre, welche Fürst Bismarck durch seine Schutzzollpolitik inaugurirt hat, immer mehr eingeschränkt wurde, so ist es begreiflich, daß die mit einem klaren Blicke in die Zukunft sehenden Staatsmänner West-Europas ihren ganzen Witz aufbieten, um den Erzeugnissen ihrer Länder neue Territorien zu erschließen.

Frankreich und England haben zu diesem Behufe einen förmlichen Wettkampf unternommen, dessen friedliches Ziel die Ausdehnung ihres Einflusses bis in das Herz Afrikas ist. Frankreich hat im Handumdrehen das Protectorat über Tunesien erlangt und England sich hierauf in Egypten eingenistet. Französische Forscher haben einen practicablen Weg von der Guinea-Küste nach dem mittleren Congo entdeckt und dadurch den Ausgangspunkt für eine Wasserstraße quer durch Afrika bis zu den Quellen des Weißen Nil gewonnen, und schon beeilen sich die englischen Agenten in Süd-Afrika, die einheimische Kaffern-Bevölkerung gegen die holländischen Boers zu hetzen, um die junge, kaum wiedererrungene Unabhängigkeit der Transvaal- und der Oranje-Republik, welche den Engländern ein Dorn im Auge ist, zu beseitigen und den britischen Traum, aus ganz Süd-Afrika ein zweites Indien zu machen, zu verwirklichen. Der leicht entzündbare Feuereifer der Franzosen begnügt sich jedoch nicht mit diesen bereits eingeleiteten Unternehmungen, denn gleichzeitig wühlen ihre Agenten im Libanon, ergreift ein französischer Consul Besitz von der Tadschura-Bai am Eingange zum Rothen Meere, landen französische Truppen-Verstärkungen in Conchinchina, um das Königreich Anam wegen angeblicher Unterstützung der Seeräuberei zu „züchtigen", und kreuzt vielleicht schon in diesem Augenblicke eine französische Escadre an den Küsten der Insel Madagascar, um die Anerkennung der Rechte Frankreichs durch die Königin der Howas zu erzwingen.

Seit fast 350 Jahren arbeiten die verschiedenen Regierungen Frankreichs ununterbrochen daran, sich auf dieser Zauberinsel dauernd festzusetzen. Colbert hat dieses Ziel ebenso hartnäckig verfolgt, wie später der kühne Abenteurer Graf Moriz August Benjowsky dies in Frankreichs Namen gethan. Ein geborener Ungar, hat Benjowsky durch seine Kühnheit nicht nur die Schergen Rußlands in Sibirien und Kamtschatka in Erstaunen gesetzt, sondern es auch erreicht, daß er, der weiße Abenteurer, von den Bewohnern Madagascars zum Könige ausgerufen wurde. Erst 1841 gelang es den Franzosen, durch die Erwerbung der an der Nordküste Madagascars gelegenen kleinen Insel Nossi Be sich wenigstens in der Nähe des herrlichen Eilandes festzusetzen. In den darauffolgenden Jahren schlossen sie mit den Häuptlingen der an der Nordwestküste Madagascars selbst wohnenden Sakalawas Verträge ab, durch welche sich diese verpflichteten, gegen Erhalt von Jahresrenten von 900, 1200 und 5000 Francs aus dem französischen Staatsschatze, die Schutzherrschaft Frankreichs anzuerkennen. Die Franzosen hatten jedoch trotz ihres Rufes als die galanteste Nation der Welt Unglück bei den Beherrscherinnen von Madagascar. Während nämlich die Howas-Könige Radama I. und Radama II. den Franzosen überaus freundlich gesinnt waren, wurden sie von den Königinnen Ranavalo I. und Rosaherina, welche sich, trotzdem das Christenthum bei den Howas „officiell" eingeführt ist, durch das wenig christliche Mittel des Gattenmordes auf den Thron ihrer Vorfahren schwangen, verfolgt. Die schönere Hälfte des Howas'schen Königsgeschlechtes ist dafür den Engländern in zarter Huld ergeben. Auch gegenwärtig verschönert eine Königin, Namens Ranavalo II., ihren getreuen Unterthanen das Dasein. Auch sie will von den flatterhaften Franzosen nichts wissen, und ihre Regierung verweigert nicht nur die Anerkennung der Verträge von 1862 und 1868, durch welche den Franzosen das Recht eingeräumt wurde, auf Madagascar Grundbesitz zu erwerben, sondern sie bestreitet auch die Giltigkeit der vorangeführten Conventionen, durch welchen die Häuptlinge der Sakalawas sich der Schutzherrschaft Frankreichs unterworfen hatten. Bekanntlich hat die Howas-Königin im vorigen Herbst eine Gesandtschaft nach Paris entsendet, welche mit der Regierung der Republik einen Ausgleich herbeiführen sollte. Die Abgesandten haben sich eine zeitlang im Pariser „Grand Hotel" auf Kosten Frankreichs sehr gut geschehen lassen, schließlich aber Herrn Duclerc, dem damaligen Minister des Aeußern, keine anderen Concessionen gemacht, als daß sie den Franzosen einen fünfundzwanzigjährigen Pacht einräumen wollten. Herr Duclerc brach die Verhandlungen ab und die madagassische Mission mußte ganz plötzlich die Prachträume des „Grand Hotel" mit der schmutzigen Wartehalle des Westbahnhofes vertauschen und eine Nacht dort verbringen, um die Abfahrt des Zuges nach Calais zu erwarten. In London, wohin sich die Gesandtschaft begab, erreichte dieselbe nichts Anderes, als daß zwischen den Cabinetten von St. James und Paris über die Madagascar-Frage ein überaus lebhafter Depeschenaustausch begann, so daß man es in der Periode vom Juli 1882 bis zum 28. Februar d. J. auf die ganz stattliche Zahl von 68 Depeschen brachte. Lord Granville wich jedoch allen Fallen, welche ihm diese orientalischen Diplomaten legten, geschickt aus, verpflichtete sich zu nichts und mahnte nur die madagassischen Abgesandten, ihre Regierung zur größten Vorsicht aufzufordern, um eine so mächtige Nation wie die Franzosen nicht zur Ergreifung von Feindseligkeiten zu provociren. Als die Madagassen England einen Vertrag anboten, durch welchen den Engländern alle jene Vortheile eingeräumt wurden, welche man den Franzosen verweigerte, griff Earl Granville mit beiden Händen zu, ebenso wie die Regierung der Vereinigten Staaten in Washington, wohin sich die madagassische Mission von London aus begeben hatte.

Irgend ein Versprechen zur Unterstützung scheinen die Abgesandten der Königin Ranavalo II. in Washington ebensowenig erlangt zu haben, wie in London. Die französische Regierung hat sich auch, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, beeilt, eine aus drei Schiffen bestehende Escadre nach den Küsten Madagascars zu entsenden. Ob diese Escadre nun bestimmt ist, nur eine Blocade der Häfen der Insel zu bewerkstelligen oder, wie versichert wird, den an der Ostküste gelegenen und durch ein aus Korallen und Sand erbautes Fort geschützten Haupthafen der Howas, Tamatave, zu bombardiren, wird sich wohl bald zeigen. Die Howas selbst rüsten sich zu einer verzweifelten Gegenwehr. Das in Tamatave erscheinende Journal La Cloche vom 3. Januar enthält einige Daten über die Kriegsvorbereitungen, sowie auch Drohungen gegen die fremden Ansiedler und die Missionäre. Schließt doch die Cloche ihren kampfmuthigen Artikel mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, Franzosen!" Die Rücksicht auf das Schicksal der auf der Insel befindlichen Europäer und Amerikaner dürfte auch die Franzosen bisher vor einer energischeren Action zurückgehalten haben. Die Warnungen der englischen Journale vor einer Beschießung der 20,000 Einwohner zählenden Hafenstadt Tamatava wurde übrigens von Paris aus sehr rasch mit dem Hinweise auf das Bombardement von Alexandrien, das ja 200,000 Einwohner zählte, beantwortet.

Wenn die Howas, durch das Erscheinen der französischen Escadres eingeschüchtert, sich den Forderungen der Regierung der Republik fügen, dann wird wohl die madagassische Frage im Sande verlaufen. Sollte die Königin Ranavalo aber Frankreich Widerstand leisten und die unter dessen Schutz stehenden Sakalawas belästigen, dann könnte es sich sehr leicht ereignen, daß die Begehrlichkeit der Franzosen nach dem Besitze der herrlichen Insel sich steigert. Madagascar, das einen Flächenraum von fast 600,000 Quadrat-Kilometern hat, also größer als Spanien ist und etwa 3½ Millionen Einwohner zählt, gehört nämlich zu den gesegnetsten Theilen der Erde. Abgesehen von der sumpfigen und ungesunden Küstenzone, ist das Innere der Insel, das sich zu einem 3- bis 4000 Fuß hohen Plateau erhebt und bis 12,000 Fuß hohe, mit Schnee und Eis bedeckte Berge trägt, ein tropischer, durch nie versiegende reiche Quellen bewässerter Garten, der die Naturproducte von drei Welttheilen (Asien, Afrika und Australien) hervorbringt. Der üppige, vegetationsreiche Boden könnte leicht die zehnfache Anzahl von Menschen ernähren, als die ist, denen er gegenwärtig als Heimath dient.

Für den Frieden Europas kann es gewiß nur von Vortheil sein, wenn das Uebermaß von gallischer Eroberungs- und Unternehmungslust sich in entfernte Zonen ergießt und wenn die Blicke der Franzosen weniger lüstern nach Elsaß-Lothringen, als nach dem Congo, nach Anam und nach Madagascar sich richten. Es fragt sich jedoch, ob es auch im Interesse der französischen Republik und der französischen Nation liegt, wenn sie ihre edelsten Kräfte in unzähligen Unternehmungen zersplittert und vergeudet, anstatt sie auf wenige durchführbare Aufgaben zu concentriren. Wir denken, die Organisirung Tunesiens und die Civilisation Algeriens sollten den Franzosen gerade genügen, um sie auf Jahrzehnte hinaus zu beschäftigen und sie von tollen Revanche-Gelüsten abzuhalten.

(Wiener N. Fr. Presse.)

Der erwartete Brief.

(Pariser Gerichtshalle.)

Bei der naturgeschichtlichen Eintheilung der Menschen hat man bisher noch übersehen, zwei sehr wichtige Hauptklassen von einander zu scheiden. Die Klasse der Menschen, welche erwünscht kommen, und derer, welche zu ungelegener Zeit sich einfinden, d. h. der angenehmen und der unangenehmen Besucher. In die Kategorie der ersteren gehört die ersehnte Geliebte und der lang erwartete Geldgeber; zu der anderen rechne ich den Kohlenmann und den Herrn, der sich in der Etage geirrt hat. Daß man den unglücklichen Ankömmlingen der letzterwähnten Spezies keinen besonders freundschaftlichen Empfang zu bereiten pflegt, setze ich als bekannt voraus, aber man braucht deswegen noch nicht so erregt zu werden, wie der brave Herr Desgodins, der, nachdem er etliche Male vergeblich den erwarteten Concierge, der einen Brief an ihn abgeben sollte, entgegengeeilt war, mit steigendem Ingrimm in seinem Zimmer herumrannte und bei jedem, abermals verfehlten neuen Postbestellgange von stets höherer Ungeduld erfaßt wurde.

Das konnte nichts Gutes stiften!

Und man wird auch sofort sehen, daß der Zustand fieberhafter Aufregung, in welchem Desgodins sich befand, großes Unheil stiftete. Viel fehlte nicht, so hätte Desgodins seinem Concierge die Rippen im Leibe gebrochen, und wenn es auch dahin nicht gekommen ist, so ist es doch schlimm genug geworden, denn Desgodins muß heut die Folgen seiner Heftigkeit auf der Anklagebank sühnen.

Da sitzt er nun, der arme Sünder. Sein Zorn ist längst verraucht, ja der Angeklagte muß selbst zugeben, daß er sich zuweit hinreißen ließ; aber seine nervöse Unruhe scheint ihn dennoch nicht gänzlich verlassen zu haben. Offenbar bemüht er sich stark, dieselbe niederzukämpfen, um die Erinnerung an jene fatale Begebenheit zu bannen. Aber die Erinnerung ist mächtiger als er; kaum ist er vom Vorsitzenden auf die Frage nach seiner Schuld oder Unschuld losgelassen, als er wie folgt dahinstürmt:

„Ach meine Herren, die Erbitterung, die mich beherrschte, Sie hätten sie an meiner Stelle ebenfalls gefühlt; denn Sie sind nicht mehr als ich vor dieser schrecklichen Plage gesichert, die uns Alle verzehrt. Doch ich will hiervon nicht sprechen, es gehört nicht zur Sache; ich verjage jeden Gedanken dieser Art, um die Ruhe zu bewahren, die meine Vertheidigungsrede zieren soll.

„Meine Herren! Meine Frau hatte, wie sie mir sagte, eine Reise zu ihren Verwandten angetreten, etwa 100 Meilen von Paris entfernt, und sie sollte mir am Tage ihrer Ankunft schreiben. Der Tag, an welchem ich den Brief empfangen soll, kam, der Brief nicht, weder früh, noch Mittags, noch Abends. Am folgenden Tage immer noch keine Spur vom Briefe, der dritte Tag, der vierte, der sechste war vorüber — kein Weib, kein Brief! Ich wollte selbst schreiben oder eine Depesche schicken, aber ich sagte mir: die Briefe werden sich kreuzen. Und dann, ich war so aufgebracht, daß ich mich vielleicht nicht zart genug geäußert hätte".

Hier beginnt Herr Desgodins des Längeren zu schildern, wie er stets in athemlosen Lauf nach der Thür rannte, so oft die Glocke ertönte, und welche Wuth ihn erfaßte, da die eintretenden Personen ihm theils ungelegen kamen, theils völlig gleichgiltig oder ausgesprochene Dummköpfe waren.

„Es wurde mir schließlich", fährt er fort, „so schlecht zu Muthe, daß ich meinen Appetit verlor und die Nacht in Fieberhitze zubrachte. Mir träumte von Briefträgern, die auf Strickleitern in mein Fenster kletterten und in Reih und Glied anmarschirten, um mir Briefe von meiner Frau zu bringen. Ich hörte Postkutschen vor dem Hause halten, schwere Schritte die Treppe hinaufkommen." —

Präs.: Schon gut, kommen Sie endlich zur Sache.

Angekl.: Ich bin schon dabei. Ich hatte meinem Concierge energisch eingeschärft, daß er mir sofort die für mich einlaufenden Briefe heraufbringen solle. Man schellt! — ich renne an die Thür und öffne. Noch eine Täuschung! Einer meiner Freunde tritt ein, beunruhigt darüber, daß er mich seit acht Tagen nicht gesehen hatte (denn ich war in der Erwartung meines Briefes nicht mehr ausgegangen). Er frägt, ob ich krank bin, meine glanzlosen Augen, mein blasses Gesicht bestärken ihn in dieser Meinung. Ich erkläre ihm indeß meine Beunruhigung; — „ein Brief!" frägt er, „als ich den Concierge nach Dir fragte, sah ich auf seinem Tisch einen Brief an Deine Adresse." — Sie werden begreifen, daß es mir schwer fiel, eine Aufwallung des Zornes gegen diesen Concierge zu unterdrücken, der den Brief, den ich erwartete, auf seinen Tisch behielt. Ohne meinem Freunde ein Wort zu antworten, springe ich die Treppe hinab, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, ich gerathe in Schwung, meine beiden Füße springen gleichzeitig los, ich falle auf's Gesäß und rutsche so in rasender Geschwindigkeit, trotz aller Versuche, mich festzuhalten, die drei übrigen Stockwerke der Wendeltreppe herunter. So komme ich fluchend, schreiend unten an, alle Miether waren aus ihren Wohnungen gekommen, um zu sehen, was passirt war. Sie können sich wohl denken, in welcher Laune ich mich befand, als ich vom Concierge den Brief forderte und ihn sein Benehmen vorhielt. „Ihr Brief!" sagt der Portier ruhig, „hier haben Sie ihm, ich hätte ihn ohne Ihre Aufforderung selbst heraufgebracht!"

Ich öffne den Brief mit höchster Eile; ich springe, ich platze, ich werde roth vor Wuth; der Brief war — der Preiscourant eines Hutmachers (sich) mit Mühe fassend) — und auf dem Couvert war eine Briefmarke von drei Sous, um mich zu zwingen, den Preiscourant zu lesen, der Elende! — (mit höllischem Lachen). Oh, jener Preiscourant! Ich habe ihn in Stücke zerrissen, ich habe ihn zerpflückt mit meinen Nägeln, meinen Zähnen.

Präs.: Aber was hatte der Concierge hiermit zu thun?

Angekl.: Der Concierge? Er stand dabei und lachte auf ekelhafte Weise und meinte mit einer ganz abgefeimten Miene: Sie sehen, wie eilig die Sache war. „Was wissen Sie davon?" schrie ich ihn an, gerieth in Entrüstung, lärmte und warf ihm die 10 Francs, die ich ihm als Trinkgeld gegeben hatte, vor. Meine Herren, er holte sie aus seiner Kommode und warf sie mir in's Gesicht.

Der Concierge: Weil Sie mich einen rohen Menschen, einen Wilden nannten und mir Darmschmerzen bereiteten.

Präs. (zum Angeklagten): Und hierauf haben Sie den Zeugen geschlagen?

Angekl. (ohne die Frage zu hören): Ach! wer wird uns von dieser Pest der Preislisten befreien, die uns überall hin verfolgt? Was nützt es, daß ich sie den Leuten wegreiße, die sie mir bringen, sie vor ihrer Nase zerfetze. — —

Das Gericht verurtheilt den Angeklagten zu 50 Francs Geldstrafe und 50 Francs Privatbuße.

Angekl. (der nichts davon gehört hat): Man schickt sie uns mit einer Drei-Sous-Marke und dem Vermerk „persönlich" ins Haus, damit wir gepreßt werden, sie zu lesen.

Präs. Die Sache ist beendet, Sie können gehen.

Angekl.: Welche Pest! welche Pest! Gerade wie das Geschlecht der Weiber. Denn meine Frau hat mir nie geschrieben; sie war mit einem Musikus durchgegangen.

Der Gerichtsdiener führt ihn sacht hinaus.

Eine siamesische Liebesgeschichte mit Hindernissen.

Erzählt von Victor Roden.

Wie sehr sich auch die „siamesischen Zwillinge", Chang und Eng einander ans Herz „gewachsen" waren, ihre Lage finde ich doch nicht allzusehr beneidenswerth.

Denn wer sollte den beneiden, der thun muß, was ein anderer will, oder mindestens, was der andere auch will; der bei jeder That einen Zeugen haben und immer der Zeuge der That eines andern sein muß!

Da ist es wahrhaftig gut, wie seiner Zeit ein Freund mir gegenüber äußerte, daß die beiden Siamesen Brüder sind; wie erst, wenn die sich ganz wildfremd wären?

So sehr haben jedoch die beiden Brüder nie ihre Freiheit vermißt, wie bei Gelegenheit einer Episode, die mir Chang (der sich, nebenbei bemerkt, rühmte der Aeltere zu sein), persönlich erzählte.

Im Juli des Jahres 1860 befanden sich die Zwillinge in New York.

Sie waren damals zwar noch ledig, jedoch von der europäischen Cultur schon ziemlich beleckt.

An einem schönen Abende machten sie einen Spaziergang durch die nicht sehr belebte 43. Straße.

Da hörten sie aus einem geöffneten Fenster zwei liebliche Mädchenstimmen, die ein Duett aus der „Hochzeit des Figaro" sangen.

„Allerliebst," sagte Chang, der der Rechte war.

„In der That allerliebst," sagte auch Eng, der Linke.

Sie blieben stehen und lauschten dem hübschen Gesange.

„Ich habe eine Idee," sagte Chang.

„In der That, ich habe eine Idee," sagte auch Eng, und beide zugleich sagten: „Was kann da sein? Sehen wir einmal, wer diese beiden reizenden Mädchen sind. Denn Mädchen müssen es sein, und reizend müssen sie auch sein!"

Wahrhaftig ein Glück, daß die beiden Herren Brüder dießmal eine und dieselbe Idee hatten. Wie wenn der Eine hinauf zu den Damen, der Andere aber an eine Bar hätte gehen wollen?!

Die Beiden gingen nun auch wirklich hinauf.

Die Siamesen konnten sich so etwas erlauben; sie machten damals gerade Sensation und dachten mit Recht, daß man ihnen eine kleine Ungehörigkeit verzeihen werde, insbesondere, da sie sich als geborene Chinesen über manche Forderung der Etiquette hinwegsetzen durften.

Im ersten Stockwerke angelangt, vernahmen sie die beiden lieblichen Stimmen sehr deutlich und klingelten daher bei der ersten besten Klingel. Ein reizendes Stubenmädchen öffnete, nicht nur die Thüre, sondern erstaunt auch den Mund, ja sie vermochte sogar vor Erstaunen nicht einmal nach dem Begehren zu fragen, ließ die beiden Herren ungehindert eintreten, und als diese bereits die Zimmerthüre öffneten, dachte sie: „das kann schön werden!"

Chang und Eng klopften kühn an die Thüre, es ertönte ein doppeltes, sonores „Herein!" sie traten ein, und öffneten ebenso wie das hübsche Stubenmädchen den Mund. Aber nicht nur sie allein thaten dies, nein, noch zwei andere Personen mit ihnen — — sie standen zwei allerliebsten Weibchen gegenüber, reizenden, — — zusammengewachsenen Schwestern!

Diese vier Personen hatten sich nie vorher gesehen, auch nicht von einander gehört, und man wird es daher begreiflich finden, daß sich acht Lippen gleichzeitig zu einem erstaunten „ah!" öffneten, als sich gerade diese vier Personen sahen.

Die Siamesen faßten sich zuerst.

„Meine Damen," sagte Chang, der „Rechte", „verzeihen Sie unsere Kühnheit," und dabei blickte er verstohlen auf die „Rechte" der Damen, die den Namen Jessy trug.

Ebenso bemerkte Jane die „Linke", daß sie mit glühenden Blicken betrachtet werde, als Eng, der „Linke" nunmehr begann:

„Wir hörten Ihre lieblichen Stimmen, wir konnten diesen Lurleiklängen nicht widerstehen, und — wir kamen."

Und wie wurde Jessy über und über roth, als Chang, der rechte „Rechte" in seines Bruders Worte einfiel: „und — wir kamen. Sollte Ihnen jedoch unsere Gesellschaft nur irgendwie unangenehm sein, dann wollen wir uns sofort entfernen."

„Aber bitte, bitte," tönte es wie aus einem Munde, „bleiben Sie nur, und nehmen Sie gefälligst Platz."

Chang wollte nun nach einem Stuhle, der rechts stand, Eng nach einem, der links stand eilen, keiner konnte vom Flecke, und wer weiß, wozu dies geführt hätte, hätten nicht die beiden Schwestern eiligst einen höchst praktischen Doppelsitz herangerückt, worauf sich die Herren niederließen. Ihnen gegenüber, ebenfalls auf einem solchen Sitze, nahm das Schwesternpaar Platz.

Gar bald waren diese vier interessanten Personen in ein mindestens ebenso interessantes Gespräch vertieft.

Während dessen blickte Chang immer mehr und mehr der allerliebsten Jessy, Eng der piquanten Jane in die feurigen Augen, so daß sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Kreuzfeuer entwickelte.

Der geneigte Leser möge sich nur gefälligst die Situation vergegenwärtigen; Chang und Jessy waren die beiden „Rechten", Eng und Jane die „Linken"; die mit einander Coquettirenden konnten sich also nicht direct vis-a-vis setzen, wenigstens nicht gleichzeitig mit dem anderen Paare. — Es ist nun klar, was ich unter Kreuzfeuer verstehe.

Die beiden „Rechten" und die beiden „Linken sympathisirten immer mehr und mehr mit einander, und als sich die Brüder ziemlich spät entfernten, waren die respectiven Paare schon bis über die Ohren verliebt!

Die Herren Siamesen wiederholten ihre gerne gesehenen Besuche des öfteren, und um den geneigten Leser nicht mit der Schilderung des Liebesgeländels zu ermüden, so will ich nur kurz mittheilen, daß nach wenigen Tagen Chang seiner Jessy und Eng seiner Jane in optima forma eine Liebeserklärung machte, daß die Mädchen ihre Gegenliebe gestanden, und daß sich die beiden Paare verlobten.

Aber o Himmel!

Als Chang seiner Jessy den Verlobungskuß auf die Lippen drücken wollte, gedachte, wie begreiflich, auch Eng dasselbe seiner Jane zu thun. Das ging aber nicht gleichzeitig, und es mußten daher immer je zwei von den vieren trübselig als Flügelmänner dreingucken, wenn sich die beiden Anderen an Küssen erlabten.

Allein am ersten Tage setzten sich die Liebenden darüber hinweg, und dies um so mehr, als sie wirklich ein äußerst nettes Auskunftsmittel erfunden hatten: Die Brüder stellten sich nämlich hinter die Schwestern, und da kam Chang hinter seine Jessy, Eng hinter seine Jane zu stehen; dann neigten die beiden Schwesterchen ihre allerliebsten Köpfchen graciös nach rückwärts, und — wer beschreibt die Poesie dieses Doppelkusses!

Des andern Tages wollten sie sich als Verlobte ihren Freunden vorstellen; aber o Jammer!

Der Bräutigam konnte unmöglich neben seiner Braut gehen, Braut und Bräutigam waren immer durch eine Person getrennt.

Es sei dies ad oculos demonstrirt:

rechts:	links:	rechts:	links:
Jessy —	Jane	Chang —	Eng
		oder	
Chang —	Eng	Jessy —	Jane.

Jetzt wurde die Geschichte schon bedeutend unangenehmer: Chang mußte seiner Schwägerin in spe den Arm reichen, und wenn die Paare wechselten, passirte das gleiche Malheur dem armen Eng.

Die Verlobten kamen, wie dies nicht anders zu erwarten war, von ihren Besuchen in die Wohnung der Schwestern etwas verstimmt zurück.

Die Verstimmung erhielt überdies noch dadurch Nahrung, daß die Verliebten eifersüchtig aufeinander wurden. Ging nämlich Chang neben Jane, so glaubte Eng zu bemerken, daß die Beiden sich mit verliebten Augen anblickten, und im umgekehrten Falle glaubte Chang dasselbe von Eng und Jessy.

Und wenn gar die beiden Nebeneinandergehenden leise sprachen, konnten die zwei Anderen nichts hören, und dies steigerte noch die Eifersucht.

Jedenfalls ist es doch interessant, daß die Zusammengewachsenen ein Gespräch ihres Bruders oder ihrer Schwester weniger belauschen konnten, als andere Menschenkinder, die sich einander nicht so nahe standen!

Als sich nun die Brüder entfernen und den Schwestern den Adieukuß auf die Lippen drücken wollten, ärgerten sich abermals die Wartenden; denn das lebende Bild des graciösen Doppelkusses aufzuführen, waren sie wahrlich nicht gelaunt.

So wurden sie denn noch mürrischer, und die beiden Brüder kamen in der übelsten Laune nach Hause.

Einer zürnte dem Andern, und sie begannen zu streiten:

„Ich kann nicht mehr mit Dir zusammenleben," rief Chang.

„Ich nicht mit Dir," rief Eng.

„Sage mir, was geht Dich meine Jessy an?"

„Sage Du mir, was geht Dich meine Jane an?"

Sie wurden immer erregter und erregter und schließlich forderten sie sich auf Pistolen.

Am andern Morgen um 10 Uhr Vormittags sollte das merkwürdige Duell stattfinden.

Schon standen sich die feindlichen Brüder schußbereit gegenüber, da kam ein Brief:

„Meine Herren! Unsere Herren!

Ein ungütiges Schicksal lenkte unsere Herzen derartig, daß wir unsere Liebe nicht genießen können.

Es kann dies nur zu Mißhelligkeiten führen, und wir haben es daher vorgezogen, New York zu verlassen ꝛc. ꝛc."

Wie ein Alp fiel es den Brüdern vom Herzen, sie küßten und umarmten sich, und waren von ihrer unglücklichen Liebe für immer geheilt.

Zwei Jahre später feierten sie die bekannte Doppelhochzeit mit zwei Schwestern, die glücklicher Weise nicht zusammengewachsen waren. Achtzehn kerngesunde Kinder waren der Segen dieser glücklichen Doppelehe.

Eine Bärengeschichte.

Der Schauplatz ist das kleine Städtchen Ußjuschna an der Mologa, einem Nebenflusse der Wolga, etwa 58 deutsche Meilen südöstlich von St. Petersburg gelegen, mit ca. 5—6000 Einwohnern. Ende October 1881 trat bereits scharfer Frost ein, dem in den nächsten Tagen ein starker Schneefall folgte, der ca. 2½—3 Fuß die Straßen des Städtchens bedeckte. Vom Marktplatze läuft die verhältnißmäßig breite und beste Straße in ziemlich gerader Linie nach Osten dem Konarker Walde zu; die letzten Häuser sind hüttenartig und bereits von Bäumen und Gebüsch umstanden. Am 5. November früh Morgens wurden nun die Bewohner dieser Straße durch ein Hilfegeschrei geweckt und gewahrten beim Ausblicken aus den Fenstern zu ihrem Entsetzen mitten auf der Straße einen gewaltigen Bären in kauernder Stellung; ihm etwa 25 Schritt gegenüber, an den steinernen Brunnen gelehnt, fast bewegungslos, einen Menschen. Der Bär hatte, durch Hunger getrieben, sich die Straße entlang gewagt, bei einer Straßenecke war ihm plötzlich der Mann, ein armer Brodverkäufer, in den Weg gerathen; der Bär hatte ihn gewissermaßen gestellt, und ein Entrinnen war kaum möglich. Langsam, aber jede Bewegung seines Opfers beobachtend, bewegt sich der Bär jetzt näher, schon ist er bis auf 10 Schritt herangekommen, da kommt dem Mann in seiner Herzensangst ein Gedanke. Er greift in seinen Korb und wirft seinem vis-a-vis ein kleines Brod zu. Der Bär stutzt, hockt aber nieder und verschlingt den Bissen; ein zweites, ein drittes Brod folgt, aber der Vorrath geht zu Ende und der Bärenhunger der Bestie ist nur erst angeregt; das Schicksal des Armen scheint nur aufgehalten zu sein. Schon macht der ungeduldige Bär Miene, sich auf sein Opfer zu stürzen, da öffnet sich ein Fenster und ein Bissen wird dem Bären zugeworfen. Sofort wird die Speisung von anderen Nachbarn fort